

Deutsche Morde waren seiner Meinung nach zu langatmig dargestellt, ihn interessierten die kriminalistischen Arbeiten, nicht die Charaktere der Ermittler oder gar die privaten Nöte der Kriminalbeamten. Sein größter Traum, den er sich in wenigen Jahren erfüllen würde, war ein ausgiebiger Besuch der FBI-Zentrale in Washington.

Noch mehr als Krimis interessierten Sandriester jedoch die 'wirklichen' Fälle: er hatte keine einzige Folge der Ermittlungsserie versäumt, in der die Polizei die Bevölkerung um Mithilfe bei unaufgeklärten Verbrechen bat. Als Gasthörer hatte er vor einigen Jahren drei Semester Kriminalwissenschaften an der Universität in Wien hören dürfen. Es war eine anstrengende Zeit gewesen, weil Sandriester damals sofort nach dem Austragen der Briefe nach Wien gefahren war und es meistens nur knapp schaffte, rechtzeitig um vierzehn Uhr im Hörsaal zu sitzen; oft kehrte er dann erst gegen elf wieder nach Hause zurück und kam am nächsten Tag kaum aus den Federn, seinen Dienst zu versehen. Heute war an so etwas gar nicht mehr zu denken; auf Grund der Personaleinsparungen hatte Sandriester nun nach der Tour jede Menge Papierkram zu erledigen und saß oft noch bis nach drei Uhr im Amt.

Sandriester liebte seinen Beruf: als Briefträger kam er mit allen Leuten der Kleinstadt ins Gespräch und war immer über alles informiert: wer wann wohin auf Urlaub fuhr, wer aus welchen Erdteilen Post bekam und bei Geldsendungen erfuhr er sogar die Höhe der Summe, die dem Empfänger ausbezahlt wurde. Außerdem hatte er als Briefträger zu einigen öffentlichen Gebäuden die Schlüssel, um auch außerhalb der Amtsstunden Eilsendungen zustellen zu können. Auch zu einigen Miethäusern, deren Briefkästen von der Straße aus nicht zugänglich waren, hatte er Zutritt. Sandriester wußte, wer in Petronell krank war, in welcher Familie es private Probleme gab, wer finanzielle Schwierigkeiten hatte und welches junge Mädchen gerade mit welchem Burschen liiert war. Die meisten Petroneller hatten Vertrauen zu ihm, weil er, Sandriester, verschwiegen war. Nie plauderte er etwas aus. Es genügte ihm, über alle Informationen zu verfügen und sich dabei wie ein Kriminalist zu fühlen. Nur ein paar, Nadler und andere selbsternannte Honoratioren, behandelten ihn von oben herab; das ärgerte Sandriester oft – doch er rächte sich, indem er sich bei den Ehefrauen der Honoratioren beliebt machte. Im Falle von Böheims Frau kurze Zeit sogar etwas beliebter, als

es für eine verheiratete Frau nach Petronellschen Moralvorstellungen zulässig war.

Doch so richtig hatte es mit den Frauen nie geklappt. Lernte Sandriester eine kennen, so war diese zu Beginn der Beziehung meist von seinem kriminalistischen Wissen fasziniert; er galt als unterhaltsamer Gesprächspartner. Doch nach einigen Monaten fühlten sich die Frauen entweder von ihm vernachlässigt, oder sie wurden wütend, weil sie seine neugierigen Fragen als Ausspionieren und Mißtrauen deuteten. Nur einmal hatte er es geschafft, eine Beziehung länger zu halten. Anna war Journalistin gewesen und hatte selbst immer neugierige Fragen gestellt oder – wie sie es nannte – 'eine heiße Spur' verfolgt. Sie hätten gut zusammengepaßt. Drei Jahre lebten sie miteinander in Sandriesters kleiner Dienstwohnung, dann hatte man Anna angeboten, ins Ausland zu gehen und auf Mallorca als Chefredakteurin eine deutschsprachige Zeitung zu betreuen. Was aber sollte ein österreichischer Briefträger auf Mallorca? Sandriester hatte lange überlegt, nach Möglichkeiten gesucht, mit Anna umzuziehen und auf der Insel zu arbeiten. Er war Ende dreißig gewesen, damals, und hätte auf alle Pensionsansprüche und sozialen Leistungen verzichten müssen. Er traute sich nicht. Anna ging ohne ihn. Nun war er fünfundvierzig Jahre alt und hatte sich an sein Junggesellenleben gewöhnt. Ab und zu eine Affäre mit einer Frau von außerhalb, abends mit Bekannten – Sandriester wollte sie nicht Freunde nennen – einen Wein beim Heurigen und einmal in der Woche die Tarockrunde⁶ beim Wallner. Das Leben war einfach geworden, doch nicht langweilig, denn er hatte ja stillen Anteil an fast allen Privatangelegenheiten in den Haushalten von Petronell.

Nun saß er im Garten, den er sich mit zwei weiteren Mietern teilte und dachte nach. War es sein Hang, hinter jedem außergewöhnlichen Vorfall sofort ein Verbrechen zu vermuten, oder war wirklich mit dem Tod von Herbert Feller etwas nicht in Ordnung? Er ging in Gedanken den Tag vor einer Woche, als er die Leiche entdeckt hatte, noch einmal durch. Er war sehr aufgeregt gewesen. Doch er kannte Herbert Fellers Gewohnheiten genau. Der Alte kochte nur dann Tee, wenn er Besuch hatte – und sein Freund Draskovics war in Urlaub, konnte ihn also nicht besucht haben. Frauen gab es im Leben Herbert Fellers schon länger nicht mehr. Und welcher Besucher hätte den alten Herrn einfach sitzen

lassen, falls ihn während der gemeinsamen Teestunde der Schlag getroffen hätte? Dann dieses seltsame Interesse Nadlers an einem schnellen Begräbnis und die Sorge des Bürgermeisters bezüglich eines Testaments. Nadler und Feller hatten in letzter Zeit kein gutes Verhältnis gehabt. Sandriester glaubte nicht an einen natürlichen Tod des Alten. Er würde seine Augen und Ohren offenhalten und herausfinden, wer den Alten besucht hatte, und warum Nadler ihn so unauffällig hatte begraben lassen.

Chagall wachte mitten in der Nacht auf. Das Telefon klingelte. Es war zwei Uhr morgens. Aus einer Tiefschlafphase gerissen überlegte er, ob es vorbeigehen würde, wenn er nicht reagierte. Es war das Diensttelefon, kein Grund, sich zu melden. Wesley benutzte die Privatnummer. Sein Anrufbeantworter sprang an. „Luther Chagall, Privatdetektiv. Ich bin im Einsatz. Bitte hinterlassen Sie Ihre Telefonnummer, ich rufe zurück.“ Niemand meldete sich.

Seit der Schlägerei mit den Russen letzte Woche hatte Chagall seinen Beruf gründlich satt. Er hatte dem Kunsthändler aus New Jersey erzählt, daß seine Gattin absolut treu sei und er sich wohl etwas anderes einfallen lassen müsse, sie loszuwerden. Den Auftrag würde er jedenfalls nicht weiter fortführen, das sei sinnlos. Er hatte sein Honorar kassiert und war für einen Moment richtig euphorisch gewesen. Kein Herumsitzen auf Parkbänken mehr! Statt dessen saß er nun zu Hause herum. Luther Chagall Feller, arbeitsloser Privatdetektiv. Wie oft hatte er als Kind seine Eltern dafür verflucht, daß sie ihn mit diesem Namen gestraft hatten. Sein Vater, Gerhard Feller, hatte Martin Luther King noch zu dessen Lebzeiten so verehrt, daß er seinen Sohn Luther nannte. Und seine Mutter hatte ihre Liebe zu den Bildern Chagalls im Namen ihres Kindes festgehalten. Der einzige 'normale' Name, den Chagall noch trug, war Thomas – doch 'Luther Chagall Thomas Feller' klang nicht nur in seinen Ohren unmöglich. Chagall war sein Name für Freunde geworden. Und sein Markenzeichen, sein Dienstname. Für Fremde und Klienten hieß er Luther. In letzter Zeit war er fast nur noch Luther gerufen worden.

Nun saß er statt auf Parkbänken also zu Hause herum. Es gab keine neuen Aufträge, denn Wesley lag im Krankenhaus. Die Ärzte hatten zusätzlich zu den Knochenbrüchen eine schwere Gehirnerschütterung dia-

gnostiziert. Er würde erst nächste Woche entlassen werden. Nach drei Tagen war Chagall die Decke auf den Kopf gefallen.

Das Telefon klingelte erneut. Etwas stimmte nicht mit dem Anrufbeantworter, das verfluchte Ding sprang einfach nicht mehr an. Das Klingeln hörte nicht auf. Chagall wankte in die Küche.

Eine Frau mit einer hellen, nervösen Stimme sprach in einer Sprache, die er als Kind einmal gesprochen hatte. Doch das war weit weg, lang her. Chagall murmelte „Sorry, I don't understand“ und das Gegenüber am Telefon verstummte. Hektische Geräusche und Stimmengewirr, dann jemand, der mit Akzent und schlimmster Grammatik versuchte, sich auf Englisch verständlich zu machen. Chagall war mit einem Schlag hellwach. Diesen Donnerstag würde er so schnell nicht mehr vergessen.

Sein Leben hatte sich seit dem Telefonanruf verändert. Wenigstens für die nächsten fünf oder sechs Tage würde er zu tun haben, und Abwechslung schien auch auf ihn zuzukommen. Er mußte nach Europa, genauer gesagt nach Österreich, in das Land, aus dem seine Eltern stammten. Dort gab es etwas zu regeln, soviel hatte er verstanden, und daß seine Anwesenheit in Familienangelegenheiten dringend erforderlich war. Mehr wußte er nicht. Doch er hatte zugesagt, sofort zu fliegen. Seine Ersparnisse würden auf jeden Fall für die nächsten drei Monate reichen, da konnte er sich auch einen Kurzurlaub leisten. Und es würde sicherlich gut tun, hier wieder einmal herauszukommen. Wann war er das letzte Mal in Urlaub gewesen? Es mußte vier oder fünf Jahre her sein. Da hatte er einen Freund in Florida besucht.

Chagall überlegte, was er einpacken sollte. Er hatte keine Ahnung, wie das Wetter dort sein würde; er kannte die Gegend nur aus Erzählungen seiner Mutter, an die er sich kaum mehr erinnern konnte. Dreimal hatte er mit ihr seine Tante besucht, und er wußte noch, daß diese im Süden Österreichs lebte. Doch jetzt flog er in eine ganz anderen Gegend des Landes. Waren die Unterschiede im Wetter zwischen Nord und Süd so stark wie hier? Er beschloß, sich auf eine Mischung zwischen Sommerhitze und Regen einzustellen, als Vorsorge gegen plötzliche Kälteeinbrüche einen Pullover mitzunehmen und seine Allround-Wanderstiefel. Der Fotoapparat – warum nicht, zwar war es keine Vergnügungs-

reise, die er antrat, aber vielleicht würde er danach niemals mehr dorthin kommen.

Seine größte Sorge war das Essen. Chagall war der Ansicht, sich einigermaßen gesund zu ernähren. Er aß gerne Bagels mit Frischkäse aus dem Deli, dazu immer einen Salat. Eine der Fastfood-Ketten besuchte er nur im äußersten Notfall, was in letzter Zeit leider häufig passiert war. Chemisch aufbereitete Lebensmittel erschienen ihm vernünftig; schließlich wurden diese vom Staat kontrolliert, während alles 'Natürliche' ein gewisses Risiko darstellte – denn wer weiß schon, was ein Bauer auf seinem Acker so tut. Chagall verstand auch nicht, warum man soviel Aufhebens wegen gentechnisch gezüchteter Pflanzen machte. Ihm schienen eine einheitliche Qualität und die Garantie, daß die Pflanzen frei waren von Krankheiten, sehr wichtig. Würde er in Europa alles bekommen, was er hier gewohnt war? Chagall achtete seit einiger Zeit auf seine Linie. Er hatte gehört, daß fettfreie Lebensmittel in Europa eher selten auf den Tisch kamen. Würde es genug Vitamine geben? Er hatte gelesen, daß viele Ergänzungsstoffe in Europa verboten waren. Er beschloß, erst noch einmal einkaufen zu gehen und sich tüchtig mit Vitamin- und Mineralstofftablets zu versorgen. Außerdem war ja noch Zeit, er würde erst morgen fliegen. Vielleicht war es besser, seine Erinnerungen an die Landessprache aufzufrischen? Was er bislang an vermeintlich englischsprachigen Schriftstücken von dort drüben bekommen hatte, und wenn er an die bisher geführten Telefonate dachte – er würde keinen Menschen verstehen können, wenn sie englisch sprachen. Das Schreiben des Anwaltes, das ihm per Fax übermittelt worden war, enthielt so viele Übersetzungsfehler, daß er sich nicht sicher war, was er in Österreich tun sollte.

Irgendwo mußten doch noch die alten Bücher sein. Kinderbücher. Er erinnerte sich dunkel an eine Geschichte von einer Großmutter, die im Apfelbaum saß. Und an die Geschichten von Kindern, die immer versuchten, brav zu sein, es aber nicht schafften. Und ein Räuber mit einem unaussprechlichen Namen – so, als ob jemand genießt hätte. Chagalls Energie war erwacht. Nach einigem Suchen fand er zwei Bücher im hintersten Winkel seiner Abstellkammer. Sorgfältig verschnürt hatten sie die Jahre überdauert. Seine Mutter hatte ihm damals an manchen Stellen Übersetzungen an den Rand geschrieben. Er würde sich einlesen.

Mit den Erinnerungen würde auch die Sprache wiederkommen. Und sicherheitshalber konnte er ja, da er ohnehin die Vitamintabletten besorgen wollte, auch noch ein Wörterbuch kaufen. Und eine Grammatik. Damit würde er sich im Battery Park auf eine Bank setzen.

Nadler war wenig begeistert. Dieser Freitag war auf jeden Fall verdorben, die Einstimmung in ein ruhiges Wochenende vorerst beim Teufel. Er stand am Bahnhof in Petronell, um einen Dr. Ametsthaler abzuholen, den eigentlich nicht mehr praktizierenden Anwalt und Notar Fellers. Er hatte gehofft, daß der jetzige Inhaber der Kanzlei die Angelegenheiten abwickeln würde. Der junge und karrierebewußte Pogatschnigg war Grassl etwas schuldig, und nur deshalb hatten sie von dem Testament erfahren; und Pogatschnigg hatte am Telefon signalisiert, zu fast jeder Art von Entgegenkommen unter dem Siegel der Verschwiegenheit bereit zu sein. Doch dann hatte die Schwester des Alten den Ametsthaler angerufen. Nun könnte die ganze Angelegenheit kompliziert werden. Denn Ametsthaler hatte das Testament mit Feller aufgesetzt, eine seiner letzten Amtshandlungen damals. Und nun kam man um den nicht mehr herum. Nadlers Vorstellung, das Haus nun schnell und ohne Aufwand verkaufen zu können, schien in weite Ferne zu rücken. Gab es außer der Schwester noch andere Erbberechtigte? Hoffentlich hatte Feller nicht seinen Freund als Erben eingesetzt.

Der Zug traf ein und Nadler steuerte ziemlich sicher auf den einzigen älteren Herrn zu, der zwischen Rucksacktouristen aus dem Zug stieg. Er setzte seine jovialste bürgermeisterliche Miene auf; diese Mischung aus kerniger Gutmütigkeit und zur Schau getragendem Amtsbeußtsein hatte im Umgang mit Fremden bislang immer Wunder gewirkt.

Ametsthaler war groß, schlank, und das, was Nadler immer respektvoll als 'richtigen Herrn' bezeichnet hatte, im tadellosen Anzug, glänzend geputzten Schuhen, korrekt gescheitelter Frisur und einem – trotz Pensionierung – immer noch strengen Amtsblick. Die Begrüßung fiel eher formell aus und die Fahrt in den besten Gasthof am Ort (Nadler hatte ursprünglich nur beim Eder einkehren wollen, doch das ging mit diesem Gast nicht, da mußte er schon in die 'Ungarische Krone') verlief schweigend.